Lorzetobel und Höllgrotten

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 10

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-669387

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Lorzetobel und Höllgrotten

An einem heißen, schönen Sommertag wollte ich wieder einmal die Höllgrotten besuchen. Lange, lange ist's her, daß ich sie kennen lernte. Die Erinnerung war verblaßt, und es war höchste Zeit, sie wieder aufzufrischen.

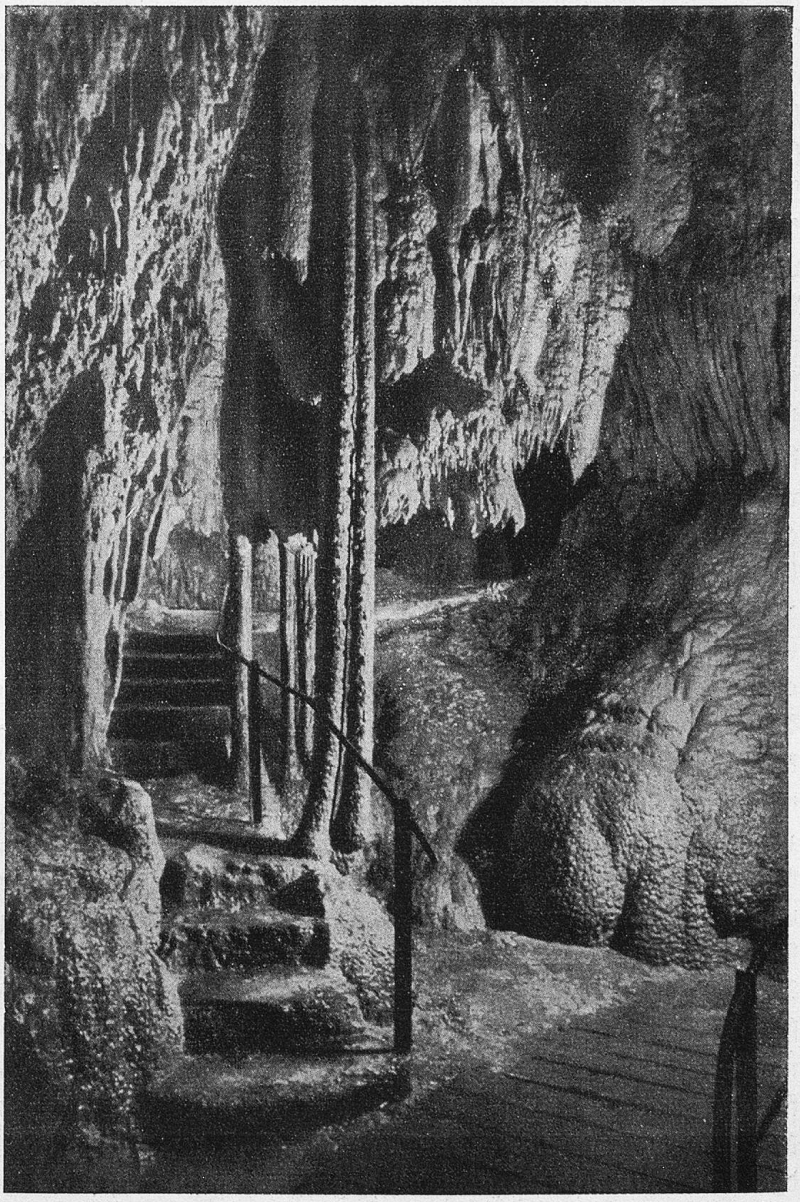
Der Trieb in die Ferne trägt die Schuld, daß man oft das zunächst Liegende vernachlässigt. Ich genoß den Spaziergang als etwas vollkommen Neues.

Von Baar aus nimmt man Richtung Einsamkeit. Aber was für eine herrliche Einsamkeit ist das! Man zieht der Lorze entgegen, die kurzweilige Kehren beschreibt. Sobald man die große Fabrik, eine Spinnerei, im Rücken gelassen hat, verschlüpft man sich in ein Waldtal, das wie ein Naturpark anmutet. Hohe Bäume spenden Schatten. Dann ist man wieder ein Weilchen der Sonne anheim gegeben, und wie glühende Kohlen brennt sie hernieder. Den Fußgängern und Radfahrern treibt sie den Schweiß aus allen Poren. Es scheint, daß sie manches nachholen will für die Verspätung, mit der sie die heulustigen Bauern beunruhigte.

Da tut das rauschende Wasser wohl. Sie ist nicht groß, die Lorze. Viele Partien des Bettes sind ausgetrocknet, und große, feuerheiße Steine und Felsblöcke liegen vereinzelt herum. Aber da und dort hat sich ein kleiner See gesammelt, ein Fall rauscht, und siehe da, ein Naturstrandbad hat sich angesiedelt, in dem froher Betrieb herrscht. Blanke Körper liegen herum, man schläft, man turnt, man tut sogar einen Sprung in die Tiefe und schwimmt ein paar Züge. Wie herrlich muß das sein nach einer langen Wanderung!

Üppiges Kraut sprießt im Unterholz. Das ist die Poesie des Waldes, dieses Summen und diese Abwechslung der Lichter, hohe Stämme und dichtes Gestrüpp, Ausblicke in dunkle Höhen und hinein in den festlich blauen Himmel. Und immer wieder verwandelte Perspektiven. Man ahnt kaum, daß man steigt; aber die plaudernden Wasser beweisen, daß man Höhe gewinnt. Es ist immer dasselbe, und doch nicht dasselbe behagliche Tal. Man möchte ihm stundenlang folgen. Tiefer und tiefer kommt man in ein hügeliges Bergland hinein, und unverhofft ist man am Ziel, am ersten Ziel des dankbaren Weges: am Eingang der Höllgrotten.

Niemand würde vermuten, daß hier, so ganz abseits, sich so ein Naturwunder verbirgt. Jahr-



Das Zauberschloß

tausende haben daran gearbeitet, und lange Generationen haben nichts davon gewußt. Eine Quelle sprudelte im Innern des Berges, sie bildete Seelein, Gewölbe erstanden wie kleine Märchenschlösser. Ja, hier wohnt das Märchen selber; denn alles ist so phantastisch und unwirklich, erinnert wohl auf Schritt und Tritt an Tiere und Menschen, an Adler und Bären. Es tönt wie aus dumpfen Orgelpfeifen, wenn man an so eine verzauberte Säule schlägt. Eine Lampe schafft gespenstige Schatten und zündet in Winkel, in denen Geheimnisse ruhen, Geheimnisse versunkener Jahrhunderte, die keines Menschen Auge geschaut.

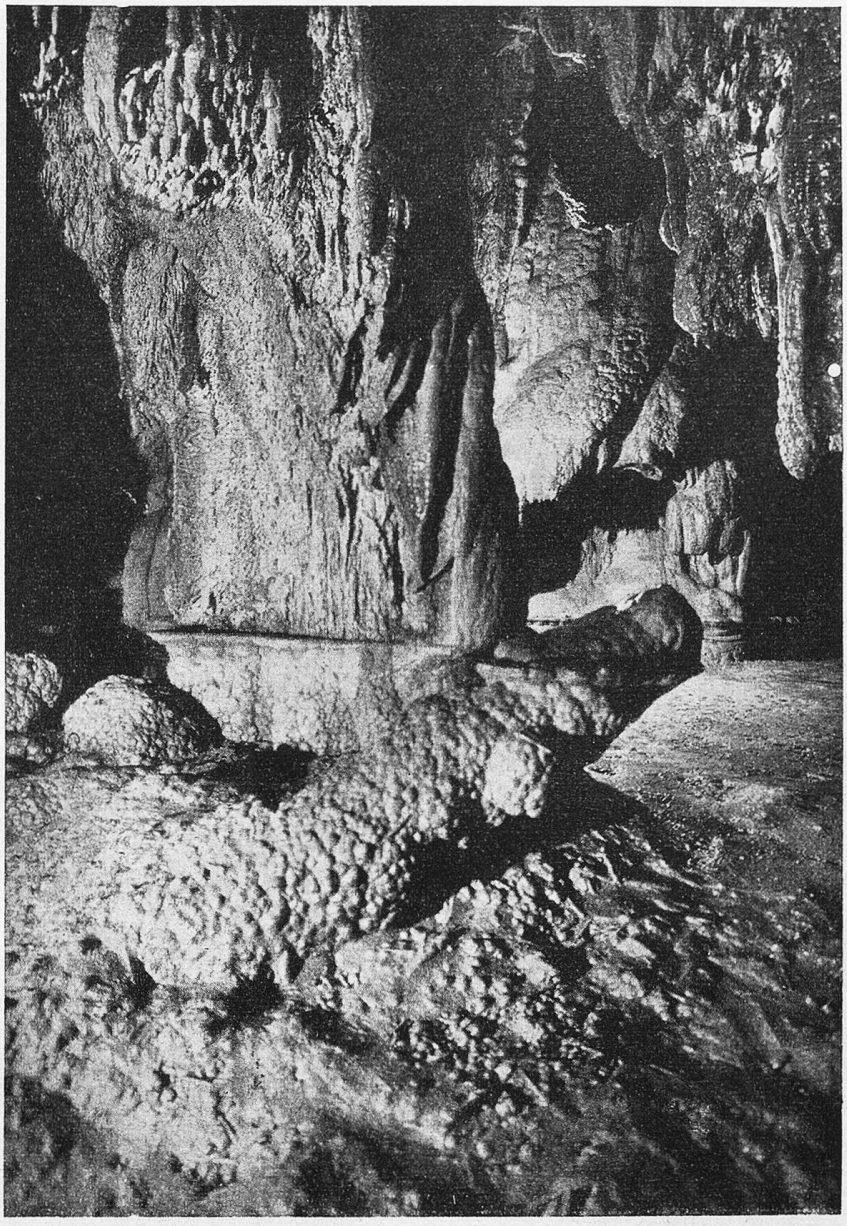
Ein glücklicher Zufall hat die Menschen diese Grotten entdecken lassen. Man arbeitete im Holz und schürfte den Boden. Da brach einer der Holzhacker ein und verschwand im Innern des Berges, und wie man ihn wieder ans Tageslicht holte, wurde man gewahr, was für ein Schatz hier die Erde hütete. Man ging ihm nach, man schlüpfte von Höhle zu Höhle. Neue Gewölbe kamen zum Vorschein. Ein ganzes heimliches Reich von fabelhaften Gebilden aus Stein kam zum Vorschein. Haben hier Zwerge oder Heinzelmännchen sich eine prunkvolle Behausung gebaut, ein Schloß eigener Art, in dem es von den Wänden hängt wie riesige Trauben, in dem ein bärenartiges Wesen mir den Weg kreuzt? Dann rät man wieder auf eine seltsame Rauchkammer oder Lebensmittelhalle. Denn verlockende Salami hängen tief herunter, Speckseiten und mancherlei Dinge, als ob hier Vorräte eines wunderlichen Geschlechtes aufgespeichert wären. Wer etwas Phantasie und Kombinationsgabe mitbringt, wer ein Auge besitzt, um all die Vexierkünste der Natur zu enträtseln, entdeckt Wichtelmännchen, und unverhofft fährt er erschrocken zurück. Hat sich da nicht ein ausgewachsenes Krokodil aufgerichtet? Es wächst aus dem Boden und reckt seinen Kopf. Doch nein, es ist das versteinerte Stück eines Baumstammes. Und dort! Was für eine malerische Grotte! Ein Seelein hat sich gesammelt. Man muß sich bücken, um ihm nahe zu kommen. Im ewigen Wechsel haben sich Ufer und Steilhänge gebildet, es geht in kleine Buchten und Schluchten hinein. Eine wunderliche Miniaturlandschaft ist erstanden und zugleich die Wiege eines beträchtlichen Wasserlaufes, der die Stadt Zürich mit klarlauterer Trinksame versieht.

So schreitet man durch die vielfach gewundenen Tunnels, und da sie durch reichliche elektrische Beleuchtung erhellt sind, hat man Gelegenheit, Boden, Decke und Seitenwände aufmerksam zu betrachten und diesem schwer begreiflichen Spiel der Formen zu folgen. Von Raum zu Raum dringt man vor, und jeder hat eine neue Überraschung bereit. Dieser gemäß hat jede Höhle ihre besondere Bezeichnung gefunden. Da ist die Feengrotte, die Nymphenquelle, die Adlergrotte, Dom und Traubengrotte. Im Jahre 1862 ist man zum ersten Male auf sie gestoßen; und dreißig Jahre später entdeckte man, daß in oberen Regionen des benachbarten Felsens sich neue Wunder verborgen hielten. 1902 stieß man nochmals auf Erweiterungen, so daß uns heute ein Labyrinth von ungewöhnlicher Vielgestaltigkeit zu Gebote steht.

Nach dem ersten Rundgang tritt man ins Freie. Was für eine atmosphärische Veränderung! Aus dem Eiskeller tritt man in die brütend warme Sommerhitze hinaus und ist erstaunt, wie nahe beieinander tropische Temperaturen und arktische Kältegrade sich finden. Ein Felsenweglein im Zickzack führt zum Eingang der zweiten Höhle. Ein künstlicher Stollen von rund 100 Metern Länge ist in den Felsen getrieben, und unversehens, nach etlichen Zickzackkurven, öffnet sich das zweite Tropfsteinwunder. Es ist wiederum ein Gebilde von etlichen untereinander verbundenen Höhlen. Von einer Hölle zu reden führt zwar auf unzutreffende Vorstellungen. Denn von allen Qualen und Schrecken einer Hölle ist keine Spur, was schon die Benennungen dieser oberen Region beweisen. Denn hier treten wir ins Zauberschloß, in die Nadel-, Bären-, Wurzel- und Rosettengrotte.

Nachdenklich verläßt man diese Welt. Man fragt sich, wie das geschehen konnte, wie viele Jahrtausende an diesen Gängen und Verzierungen bauten, nicht auszudenken, wie mancher Tropfen sich da gesammelt haben und von seiner Substanz Bestandteile abgelagert haben muß, um diese Beeren und Säulen zu bilden. Und eine andere Erscheinung schuf unendliches Erstaunen.

Da senkt ein Baum aus der lachenden und sonnigen Oberwelt zwei lange, straff gezogene Wurzeln in dieses unterirdische Reich und saugt sich im Boden fest, um Nahrung zu ziehen. So ist eine Verbindung geschaffen vom Reich der Finsternis ins triumphierende Licht, als ob Tod und Leben sich hier die Hände reichten. Erquickend ist es, von hier aus noch höher ins Tal der Lorze vorzudringen. Der Fluß kommt in Stufen herunter, bildet Fälle, blitzt auf in fröhlichen Tümpeln und plaudert den Spaziergängern etwas vor. Mühelos wandert man von Schatten zu Schatten, tritt in Lichter, die gleich die Hitze des höchsten Sommers verkünden und nähert sich einer Kraftstation. Es gilt, einen letzten Anstieg zu nehmen, und gleich steht man auf der kühnen, in hohe Bogen gegliederten Lorzetobelbrücke. Man tritt ans Geländer und verfolgt die Wasser in den schwindelnden Tiefen. Und auf der andern Seite, was guckt dort von einem jähen Felsabsturz, von Baumwerk verschleiert? Eine Ruine! Die Ruine Wildenburg. Verlassen und einsam stehen die Mauern auf der Höhe. Ein Stück Vergangenheit! Wie ein Rätsel schaut sie hernieder. Was mochte sie einmal für Leben beherbergt haben, und was hat ihr den so traurigen Fall gebracht?



Der Dom mit dem Krokodil

Die Grotten unten im Tale wüßten es. Denn sie sind gewesen, lange bevor diese Mauern errichtet wurden und haben diese Feste auch unzählige Jahre und Jahrhunderte überdauert.

Zu andern Zeiten würde diese breite Heerstraße der Auto wegen, die nach Menzingen oder ins Ägerital fahren oder aus dieser Richtung kommen, für Fußgänger kaum passierbar sein. Heute liegt sie still und verlassen da. Ein paar Velofahrer sausen zutal, eine Trambahn holt uns ein. Das ist der ganze Verkehr. Nach einer Biegung nimmt man gewahr, wieviel man an Höhe gewonnen hat. Denn auf einmal schließt sich ein herrlicher, weiter Blick auf. Der helle Spiegel des Zugersees glitzert herauf. Dörfer und das Städtchen Zug liegen im Dunst. Von Zeit zu Zeit weht ein Lüftchen heran. Der Abend ist da. Die größte Hitze ist gebrochen. So ist es ein Genuß, talwärts zu wandern, an schönen Höfen und Bauerngärten vorbei. Man sieht es den Leuten an: sie sind zufrieden. Sie haben eine gute und reichliche Heuernte gehabt, und nächstens sind die Zuger Kirschen reif.

Was für ein angenehmes, geruhiges Dasein zeigt sich uns hier. Es lügt! Denn in Zeiten leben wir, die schrecklicher sind als je. Zu Hunderttausenden stoßen sie in Rußland aufeinander. Panzerschlachten werden geliefert, ganze Heere werden umzingelt und fallen in Gefangenschaft. Hüben und drüben fallen die Krieger wie hingemäht zur Erde, indessen Brände ganze Dörfer vernichten und wogende Kornfelder zugrunde gehen. Am Wegrand hockt der Hunger, und das Gespenst einer Hungersnot lauert im Walde.

Man muß sich einen Ruck geben, um gewaltsam solche Gedanken zu verscheuchen.

Zug ist näher gekommen mit seinen alten Quartieren und Türmchen. Es ist ein gesegnetes Städtchen. Am Quai stolzieren die Schwäne vorbei, und die Rigi, das Schiff, fährt mit wimmelndem Volk an die Lände.

Es war ein Herrgottentag.

Und wie ich einen Augenblick zurückschaue, ist mir, die Wandelbilder eines Kaleidoskopes zögen an mir vorbei: Zürichsee, die Sihl, das Lorzetal, das Märchenland der Grotten, die sanfte Silhouette des Pilatus, die Idylle von Buonas, der kurzweilige Hang des Zugerberges. Das alles hat sich auf wenige Stunden zusammengedrängt.

Wie verschwenderisch doch der Sommer ist, wenn er gute Laune hat!

Ernst Eschmann.

Nach dem Föhn

Nahe kommt der Berg mit nassen Scheunen, Gattern.
Polstrig grün wolkt er ins Licht.
Wäsche, dampfend, fängt in einem blauen Winde an zu flattern.
Scharf am Hange überschwemmt dich Rausch und Sicht:
Ganz erschrocken stockt dein Fuß, o Glanz —
Rötliche und goldne Schatten wehen über Hügeln
die sich leicht gesellen wie im Tanz,
wandern, schreiten, leuchten wie auf Flügeln.

Alles ist dir festlich hingestellt —
Menschen, Bäume, fern und hier.
Taubenschwärme, Wiesen, bräutlich zart gewellt.
Rufe, gelbes Furchenlicht und Tier.

Sank der Winter ein in Dunst und Grund?
Bleckte jemals Eis mit grünen Zähnen?
Alle Welt ist Gruß und Jubelmund.
Nah wie fern ein dunkelsüßes Sehnen.

Edouard Steenken.

Der Fuchs

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Es war an einem schönen Frühsommertage, als wir auf dem Heimweg von der Schule am Ausgang des Krähenwaldes ein Geheck junger Füchse beobachten durften. Jakóbli Stoller, dem sonderbarerweise ohne sein Dazutun jegliches Getier des Waldes vor die Nase lief, hatte das erste entdeckt, als es mit Hupf und Pfotenschlag nach einem gelben Schmetterling haschte. Vom unmißverständlichen Gebärdenspiel des klugen Waldgängers gebannt, hielten wir uns augenblicklich still und spähten mit verhaltenem Atem nach der von ihm angedeuteten Stelle. Es dauerte gar nicht lange, so tauchten auf der schattigen Lichtung jenseits der Waldstraße drei, vier der allerliebsten kleinen Rotröcke auf. Manchmal waren es sogar ihrer fünfe; aber das kleinste verkroch sich immer wieder in eine Wurzelhöhlung, man konnte dann nichts mehr von ihm sehen als